



Robert Vellusig

LESSING

UND DIE FOLGEN



J.B. METZLER



J.B. METZLER

Robert Vellusig

Lessing und die Folgen

J. B. Metzler Verlag

Zum Autor
Robert Vellusig
Institut für Germanistik
Karl-Franzens-Universität Graz
Graz, Österreich

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-476-05783-9
ISBN 978-3-476-05784-6 (eBook)
<https://doi.org/10.1007/978-3-476-05784-6>

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

J. B. Metzler ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer-Verlag GmbH, DE und ist ein Teil von Springer Nature.
Die Anschrift der Gesellschaft ist: Heidelberger Platz 3, 14197 Berlin, Germany

Einbandgestaltung: © Heritage Images / Fine Art Images / akg-images
Typografisches Reihenkonzept: Tobias Wantzen, Bremen
Planung/Lektorat: Oliver Schütze

J. B. Metzler, Berlin
© Springer-Verlag GmbH Deutschland, ein Teil von Springer Nature, 2023

Inhalt

Das Werk	1
Der verlorene Sohn	3
Der junge Gelehrte	7
Klüglicher Zweifel	13
Theologie des Lachens	19
Der tugendhafte Freigeist	25
Der barmherzige Jude	31
Berlin: Freunde und <i>Schrifften</i>	37
Ein „bürgerliches Trauerspiel“: <i>Miß Sara Sampson</i>	43
Ein Briefwechsel über das Trauerspiel	55
Schule der anschauenden Erkenntnis: Fabeln	61
Literaturbriefe (vornehmlich der siebzehnte)	67
Ein Spiel vom Krieg: <i>Philotas</i>	73
Medienästhetik der nachahmenden Künste: <i>Laokoon</i>	81

Hamburg: <i>Aristotelische Dramaturgie</i>	95
Verfertigt im Jahre 1763: <i>Minna von Barnhelm</i>	107
Eine modernisierte Virginia: <i>Emilia Galotti</i>	117
Wolfenbüttel: Fragmente eines Ungenannten	129
Anti-Goeze, Numero zwölf: <i>Nathan der Weise</i>	139
Gespräche für Freimaurer: <i>Ernst und Falk</i>	149
<i>Die Erziehung des Menschengeschlechts</i>	155



Die Folgen 163

Der öffentliche Lessing	165
Der Vorklassiker und der Vorkämpfer	173
Lessing und Goethe	179
Der unpoetische Dichter	189
Lessing und Schiller	193
Der untragische Dichter	207
Der Gesetzgeber der Künste	215
Der Freund Spinozas	227
Der Liebhaber der Theologie	233
„Lessingiasis“ und „Nathanologie“	241
Lessing stirbt	253

Literatur 261

In memoriam
Gisbert Ter-Nedden
(1940-2014)



.....

Das Werk



.....



Der verlorene Sohn

3

Im Dezember 1747 erreichen den Kamenzer Pfarrer und gelehrten Theologen Johann Gottfried Lessing beunruhigende Nachrichten: Gotthold, der hochbegabte, hoffnungsvolle Sohn, soll sich in Leipzig mit Komödianten und Freigeistern herumtreiben und sein Studium vernachlässigen. 1741 hatte der Zwölfjährige das Elternhaus verlassen, um nach dem Besuch der städtischen Lateinschule an der Fürstenschule von St. Afra in Meißen die Grundlagen der Gelehrsamkeit zu erwerben und sich auf das Studium der Theologie vorzubereiten: „ein guter Knabe, aber etwas moquant“ (RD, 10), wie der Schulinspektor befand, mit einer außergewöhnlichen Auffassungsgabe begabt, wie der Rektor der Schule dem Vater attestierte: „Es ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lektionen, die andern zu schwer werden, sind ihm kinderleicht. Wir können ihn fast nicht mehr brauchen“ (KGL 1, 40).

Bereits in St. Afra aber, wo vornehmlich Religion und die alten Sprachen (Latein, Griechisch, Hebräisch) unterrichtet wurden, hatte der Sohn eigene Interessen verfolgt, bei dem Mathematiker Klimm Privatunterricht in Philosophie und Naturforschung erhalten und die Bestände der Bibliothek genutzt, um sich eigenständig in der antiken Literatur umzutun. Zwei Mal

nur war er während dieser Zeit nach Kamenz gekommen. 1746 hatte er den klösterlichen Bezirk der Fürstenschule verlassen und sich in Leipzig zum Studium der Theologie eingeschrieben, dieses aber offensichtlich nicht mit dem nötigen Ernst betrieben. Zum Entsetzen der frommen Eltern war er dort mit dem Theater der Caroline Neuber in Kontakt gekommen.

Als die Eltern von einem Wohlmeinenden erfahren müssen, dass der Sohn den Kamenzer Weihnachtsstriezel „bei einer Bouetteille Wein mit einigen Komödianten verzehrt habe“, gibt die Mutter das Kind unter Tränen „zeitlich und ewig verloren“ (KGL I, 73); der Vater greift zu drastischen Maßnahmen. Unter dem Vorwand, dass die Mutter im Sterben liegt, holt er den Sohn nach Hause: „Setze dich, nach Empfang dieses, sogleich auf die Post, und komme zu uns. Deine Mutter ist todkrank, und verlangt dich vor ihrem Ende noch zu sprechen“ (B II/I, 10). Halb erfroren kommt das Kind zu Hause an; es kommt zur Aussprache. An Lessings Entscheidung ändert sie nichts. Im Herbst 1748 wird er das Studium endgültig aufgeben und seinem publizistisch umtriebigen Stiefvetter Johann Christlob Mylius nach Berlin folgen, um seinen Lebensunterhalt als freier Schriftsteller zu verdienen und sich einen Namen als Journalist zu machen.

Die Geschichte von der Heimholung des verlorenen Sohnes hat mehr als anekdotischen Charakter. Sie vermittelt eine lebhaftere Vorstellung von dem sozialen und kulturellen Milieu, in das Lessing hineingeboren wurde. Lessing zählt zu den dichtenden Pfarrerssöhnen. Sein erster Biograf, Karl Lessing, erzählt, dass der Bruder „sobald er nur etwas lallen konnte, zum Beten angehalten wurde“ (KGL I, 27). Ersten Religionsunterricht erhielt er vom Vater: „Im vierten und fünften Jahre wußte er schon, was, warum und wie er glauben sollte“ (KGL I, 27). Im Elternhaus war Lessing mit der traditionellen Theaterfeindschaft des Protestantismus konfrontiert; an den Aufführungen des Kamenzer Schultheaters, gegen die sein Vater intervenierte, durfte er nicht mitwirken. Der gelehrte Mann hätte es durchaus

geschätzt, wenn der Sohn nach dem Abbruch des Theologiestudiums eine akademische Karriere verfolgt hätte; für seine Hinwendung zum Theater aber hatte er kein Verständnis.

Als Johann Gottfried Lessing in Wittenberg Philosophie und Theologie studierte, war die Institution „Universität“ noch das Zentrum der Schriftkultur und die Welt der Bücher die exklusive Domäne der akademisch gebildeten Gelehrten. Sein Sohn kam in Leipzig nicht nur mit dem Theater und den Klassikern des modernen Dramas (den Komödien Molières und den Tragödien Voltaires) in Kontakt, die sächsische Metropole bot ihm auch die Möglichkeit, der engen Welt der akademischen Gelehrsamkeit zu entfliehen und sich den ganzen Reichtum der modernen Schriftkultur zu erschließen. Leipzig war die deutsche Metropole des Buchdrucks und damit des Mediums, das im 18. Jahrhundert zum eigentlichen Motor jenes kulturevolutionären Prozesses wurde, den bereits die Zeitgenossen als Aufklärung bezeichneten.

In Leipzig erschien Zedlers *Universallexikon* (1731–1754), ein 64 Bände umfassendes Kompendium „aller Wissenschaften und Künste“, das die Vorstellung, Gelehrsamkeit beruhe darauf, über das, was in Büchern steht, Bescheid zu wissen, zum medienhistorischen Anachronismus werden ließ. In Leipzig wurde die deutsche Ausgabe von Pierre Bayles *Dictionnaire historique et critique* (Rotterdam 1695/97) verlegt, das Unikum eines Lexikons, das kein gesichertes Wissen präsentierte, sondern das traditionelle Bücherwissen in einer Unzahl endloser Fußnoten einer kritischen Revision unterzog. Für die Übersetzung zeichnete kein Geringerer als der renommierte Leipziger Literaturreformer Johann Christoph Gottsched verantwortlich, der sich allerdings genötigt sah, Bayles gelehrte Traditionskritik zu mildern, indem er das Buch „mit Anmerkungen, sonderlich bey anstößigen Stellen“ versah.

Der Leipziger Universitätsalltag sah anders aus. Die akademische Gelehrsamkeit, mit der Lessing hier konfrontiert war, war

traditionsbewusst in einem spezifischen Sinn: Ihre Erkenntnis-
mittel – die Kenntnis der alten Sprachen, die Beherrschung der
rhetorischen Techniken, das Bescheidwissen über das, was in
Büchern steht – dominierten über den Zweck der Erkenntnis.
Diese Praxis des gelehrten Wissens wurde Lessing zum Problem.
So erklärt sich denn auch das Paradox, dass der gelehrteste unter
den deutschen Dichtern des 18. Jahrhunderts sich mit solcher
Vehemenz gegen seine eigene Gelehrsamkeit sträubte: „Ich bin
nicht gelehrt – ich habe nie die Absicht gehabt, gelehrt zu wer-
den – ich möchte nicht gelehrt sein, und wenn ich es im Traume
werden könnte“ (B 10, 240), heißt es in einer vielzitierten Notiz
aus dem Nachlass.

Bereits in St. Afra hatte Lessing in Klimm einen Mentor ge-
funden, der über die Pedanterie seiner Kollegen spottete und
ihm einen Weg aus der Enge der traditionellen Buchgelehrsam-
keit wies. In Leipzig wurde ihm der Mathematiker Abraham
Gottlieb Kästner zur Inspiration. Lessing besuchte dessen Kol-
loquium über philosophische Streitfragen, Kästner war es auch,
der ihm bei der Arbeit an seiner Komödie *Der junge Gelehrte* mit
Rat zur Seite stand. Sie wurde im Januar 1748 auf der Bühne der
Neuberin mit großem Erfolg aufgeführt – kurz bevor Lessings
Vater mit seiner Notlüge den beinahe schon verlorenen Sohn
nach Hause holte.



Der junge Gelehrte

7

.....

Lessing hat seinen Eltern Rechenschaft über die Beweggründe abgelegt, die ihn zum Theater führten. Die Briefe, die er in der ersten Hälfte des Jahres 1749 aus Berlin schreibt, beeindruckten durch die Offenheit, mit der er über sich urteilt, und die Entschiedenheit, mit der er für sich einsteht. Im Brief an die Mutter porträtiert er sich als jungen Gelehrten, der sein „ganzes Glück in den Büchern“ zu finden hoffte und dem in Leipzig die Augen über sich aufgingen:

Soll ich sagen, zu meinem Glücke, oder zu meinem Unglücke? Die künftige Zeit wird es entscheiden. Ich lernte einsehen, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einen Menschen machen. Ich wagte mich von meiner Stube unter meines gleichen. Guter Gott! was vor eine Ungleichheit wurde ich zwischen mir und andern gewahr. Eine bäuersche Schichternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gänzliche Unwissenheit in Sitten und Umgange, verhaßte Mienen, aus welchen jedermann seine Verachtung zu lesen glaubte, das waren die guten Eigenschaften, die mir, bei meiner eignen Beurteilung übrig blieben. Ich empfand eine Scham, die

ich niemals empfunden hatte. Und die Wirkung derselben war der feste Entschluß, mich hierinne zu bessern, es koste was es wolle. (20.I.1749; B 11/I, 15)

Die Szene in Fausts Studierstube – „Habe nun, ach!“ – ist hier gleichsam vorgebildet. Der junge Gelehrte, der nichts kennt als die Welt der Bücher, muss feststellen, dass er sich unter Menschen ungelenk und töpelfhaft bewegt – ein Ärgernis sich selbst und den anderen, denen er aus Ungeschick mit Verachtung zu begegnen scheint. Lessing lernt „tanzen, fechten, voltigieren“ und beschließt, „nun auch leben zu lernen“ (B 11/I, 15f.). Das lernt er im geselligen Umgang und im Spiegel, den ihm die dramatische Bühne vorhält: „Ich lernte mich selbst kennen, und seit der Zeit habe ich gewiß über niemanden mehr gelacht und gespottet als über mich selbst“ (B 11/I, 16).

Lachen und Spotten über sich selbst – man wird die Komödie, mit der Lessing in Leipzig Aufsehen erregte und die ihn in Kamenz ins Gerede brachte, als Teil dieses Projektes sehen dürfen. Es verrät etwas von der Bitterkeit, die Lessing nicht fremd war und die in seinem literarischen Werk in der Figur des Misanthropen Gestalt gewinnt. Züge dieser Misanthropie weist auch die Vorrede zum dritten Teil der *Schriften* aus dem Jahr 1754 auf, in deren Rahmen Lessings Komödie erstmals erscheint. Dort heißt es:

Ich muß es, der Gefahr belacht zu werden ungeachtet, gestehen, daß unter allen Werken des Witzes die Komödie dasjenige ist, an welches ich mich am ersten gewagt habe. Schon in Jahren, da ich nur die Menschen aus Büchern kannte – – beneidenswertig ist der, der sie niemals näher kennen lernt! – – beschäftigten mich die Nachbildungen von Toren, an deren Dasein mir nichts gelegen war. Theophrast, Plautus und Terenz waren meine Welt, die ich in dem engen Bezirke einer klostermäßigen Schule, mit

aller Bequemlichkeit studierte – – Wie gerne wünschte ich mir diese Jahre zurück; die einzigen, in welchen ich glücklich gelebt habe. (B 3, 154)

„Ungeziefer“ nennt er die „Narren“, unter denen er aufgewachsen ist und gegen die er im *Jungen Gelehrten* seine „satyrischen Waffen“ richtet (B 3, 156). Ganz nimmt er sich davon nicht aus; in seiner ersten Komödie werden ihm die Erfahrungen seiner Sozialisation in die Schriftkultur zum Spielraum des Lachens und Spottens auch über sich selbst.

Wie so viele konventionelle Komödien handelt auch sie von den komischen Verwicklungen, die ein junges Paar, Valer und Juliane, durchleben muss, bevor es zueinander finden kann. Und wie in allen Liebeskomödien hat sich dieses Paar gegen Eltern und Nebenbuhler zu behaupten. Der Fokus von Lessings dramatischem Spiel ist aber doch eigentümlich verschoben. Er liegt auf der komischen Figur des jungen Gelehrten Damis, der nur deshalb zum Gegenspieler des Liebespaares wird, weil sein Vater, der Kaufmann Chrysander, ihn mit seiner Ziehtochter Juliane verheiraten möchte, um an ihr Vermögen zu kommen, das ein Prozess ihr in Aussicht stellt, und weil der junge Gelehrte sich in den Kopf setzt, ein exemplarisches Gelehrtenschicksal zu erleiden, indem er sich durch die Hochzeit „mit einem rechten Teufel von einer Frau“ (I/6; B 1, 159) unglücklich macht (vgl. II/11; B 1, 191).

Das dramatische Spiel entwickelt sich aus den kollidierenden Interessen der an ihm beteiligten Personen. Der Kaufmann schießt nach dem Geld, der junge Gelehrte nach Glanz und Ruhm; die naive Ziehtochter wäre bereit, aus Gehorsam und Loyalität dem Ziehvater gegenüber ihr Lebensglück aufs Spiel zu setzen, Valer, der sie liebt, betreibt mit der Dienerin Lisette eine Briefintrige, die das Mädchen als Braut unattraktiv machen soll, weil sie ohne Vermögen ist. Während der Vater auf eine Nachricht wartet, die ihm eröffnet, ob der Prozess, den er im Namen seiner Ziehtochter führen will, Erfolg verspricht, wartet

der Sohn auf Nachricht aus Berlin: Er hat sich an einer Preisfrage der Preußischen Akademie der Wissenschaften beteiligt und eine Arbeit über die Monadenlehre eingereicht, die ihm Anerkennung und Ehre bringen soll.

Damis mimt die Lebensweise eines Gelehrten: Er lebt nach den Exempeln, die er in den Büchern findet (vgl. I/6; B 1, 156), gibt sich gedankenvoll zerstreut und allem gewöhnlichen Treiben entrückt (vgl. III/7; B 1, 213), kehrt seine Latinität und umfassende Gelehrtheit hervor, ist im Umgang rüpelhaft und hat für die Ungelehrten nur Geringschätzung übrig – so wie diese in ihm nur den gelehrten Narren sehen. Das Stück trägt alle Züge einer satirischen Verlachkomödie, und doch deutet sich in ihm bereits der Weg an, den Lessing in seinen Dramen beschreiten wird. Damis verkörpert keinen sozialen Defekt, der – weil er Teil des Spieles ist – als solcher unbegründet bleibt; sein unkultiviertes Verhalten und seine Narrheit haben einen Grund: Damis ist ein *junger* Gelehrter. Sein Freund Valer, der „die Bücher beiseite gelegt“ hat und sich dazu bekennt, sich „durch den Umgang und durch die Kenntnisse der Welt geschickt zu machen“ (II/12; B 1, 193), weist ihn darauf hin, dass er „seine Torheiten bei mehrerm Verstande bereuen“ werde:

Ihr Körper kann, Ihren Jahren nach, noch nicht ausgewachsen haben, und Sie glauben, daß Ihre Seele gleichwohl schon zu ihrer gehörigen Größe gelangt sei? Ich würde den für meinen Feind halten, welcher mir den Vorzug, täglich zu mehrerm Verstande zu kommen, streitig machen wollte. (III/7; B 1, 214)

Damit ist das entscheidende Motiv benannt. Die Seele des jungen Gelehrten ist noch nicht zu ihrer „möglichen Vollkommenheit“ gelangt, wie es in der Fassung von 1767 heißen wird (B 1, 1074). Es gehört deshalb „eine Art von Grausamkeit dazu, sich über einen so kläglichen Toren lustig zu machen“ (III/7; B 1,

215), wie Valer feststellt. Valer nimmt die Person gegenüber ihrem ungehobelten Verhalten in Schutz und erweist sich damit als wahrer Freund des Titelhelden – ganz so wie ein wohlmeinender Freund in Berlin, der Damis' Abhandlung zurückgehalten hat, weil er ihn davor schützen wollte, sich mit ihr lächerlich zu machen.

Damis und Valer bilden erstmals eine Konstellation nach, die für Lessings Komödien maßgeblich bleiben wird: die Freundschaft zwischen dem Misanthropen Alceste und dem Philanthropen Philinte aus Molières Komödie vom Menschenfeind. Diese endet mit der Flucht Alcestes in die Einöde; Lessings Misanthrop Damis flieht zeternd in die Welt: „O ihr dummen Deutschen! [...] Ich will mein undankbares Vaterland verlassen“ (III/15; B 1, 232) – und erhält so die Chance, sich jene Weltläufigkeit anzueignen, die mit Lessings Wunsch „leben zu lernen“ identisch ist.

„Jahre wissen mehr als Bücher“, lautet ein englisches Sprichwort, das sich Lessing einmal notiert hat (B 10, 658); es könnte auch über dem Spiel vom jungen Gelehrten stehen, das eine Form der Buchgelehrsamkeit verabschiedet, die sich im Zeitalter der Zeitschriften und Enzyklopädien überholt hat, und das Lessing zum Verständigungsmedium seiner persönlichen Befreiung wird.

.....



Klüglicher Zweifel

13

Im großen Rechtfertigungsbrief, den er Ende Mai 1749 an den Vater schickt, schlägt Lessing religionsphilosophische Töne an. Hatte er gegenüber der Mutter die Erkenntnis der eigenen Defizite als existenzielle Krisenerfahrung geschildert, die ihm einst zu Wohl oder Weh ausschlagen werde, so verteidigt er seine Lebensführung im Brief an den gelehrten Theologen als Weg des ‚klüglichen Zweifels‘:

Die Zeit soll es lehren ob ich Ehrfurcht gegen meine Eltern, Überzeugung in meiner Religion, und Sitten in meinem Lebenswandel habe. Die Zeit soll lehren ob der ein beßrer Xst ist, der die Grundsätze der christl. Lehre im Gedächtnisse, und oft, ohne sie zu verstehen, im Munde hat, in die Kirche geht, und alle Gebräuche mit macht, weil sie gewöhnlich sind; oder der, der einmal klüglich gezweifelt hat, und durch den Weg der Untersuchung zur Überzeugung gelangt ist, oder sich wenigstens noch darzu zu gelangen bestrebet. Die Xstliche Religion ist kein Werk, das man von seinen Eltern auf Treue und Glauben annehmen soll. [...] So lange ich nicht sehe, daß man eins der vornehmsten Gebote des Xstentums, Seinen Feind zu

lieben nicht besser beobachtet, so lange zweifle ich, ob diejenigen Xsten sind, die sich davor ausgeben.

(30.5.1749; B II/1, 26)

Die Briefe an die Eltern formulieren einen Entschluss, den Lessing wenig später auch als Wunsch für den jüngeren Bruder Theophilus artikulieren wird: dem „inneren Berufe“ zu folgen und so zu leben, wie er sich einst „gelebt zu haben wünschen möchte“ (8.2.1751; B II/1, 34). Die Lessing-Forschung hat bezweifelt, dass Lessing eine solche Idee verfolgt haben könnte – zu erratisch sind seine beruflichen Wege, zu vielfältig und disparat sind seine intellektuellen Interessen, zu sehr dem Zufall überlassen sind seine Lebensentscheidungen (vgl. FV, 15). Die Idee einer kontinuierlichen Entfaltung der eigenen Persönlichkeit, wie sie die Generation Goethe verfolgen wird, scheint sich in Lessings Lebenslauf nicht finden zu lassen (vgl. HBN, 11) – aber der Schein trügt: Die Problemkonstellationen, die ihn zeit seines Lebens beschäftigen und nicht nur sein Denken prägen, sind bereits in den Briefen an die Eltern mit aller Deutlichkeit formuliert. Die Frage nach der Wahrheit der religiösen Überlieferung und einer dieser Wahrheit gemäßen Weise, sein Leben zu führen, sollte zu Lessings Lebensthema werden.

Lessing gehört er zu den Mitbegründern der modernen Religion der Intellektuellen, Dichter und Philosophen, die sich von den Dogmen und Ritualen einer kirchlichen Glaubensgemeinschaft gelöst haben und für sich in Anspruch nehmen, das menschliche Leben auf authentische, dieses Leben förderliche Weise zu deuten. Im Kontext des publizistischen Streits um die von ihm herausgegebenen bibelkritischen Fragmente des Hebraisten Hermann Samuel Reimarus wird er die Vorstellung, auf eine bestimmte Dogmatik schwören zu sollen, als intellektuelle Zumutung von sich weisen und sich gegenüber seinem Rivalen, dem Hamburger Hauptpastor Goeze, ebenso selbstbewusst wie polemisch als „Liebhaber der Theologie“ behaupten:

Ich bin Liebhaber der Theologie, und nicht Theolog. Ich habe auf kein gewisses System schwören müssen. Mich verbindet nichts, eine andre Sprache, als die meinige zu reden. Ich betaure alle ehrliche Männer, die nicht so glücklich sind, dieses von sich sagen zu können. Aber diese ehrlichen Männer müssen nur andern ehrlichen Männern nicht auch den Strick um die Hörner werfen wollen, mit welchem sie an die Krippe gebunden sind. Sonst hört mein Betauren auf: und ich kann nichts als sie verachten. (B 9, 57f.)

15

Klüglicher Zweifel

Die Berufung auf die eigene Sprache ist die Antwort auf die Gedankenlosigkeit, mit der die „Namenchristen“ (B 9, 197) die „Satzungen und Formeln“ der Religion im Munde führen, und sie ist mit dem Mut identisch, von seiner Vernunft in Religionsangelegenheiten öffentlichen Gebrauch zu machen, die Kant zum „Wahlspruch der Aufklärung“ erklären wird (IK 2, 53f.).

Lessing meint es ernst. Dass sich die Wahrheit der Religion nicht nur in der Lebenspraxis bewährt, sondern dass nur jene ‚Überzeugung in der Religion‘ als wahre religiöse Überzeugung gelten kann, die zu den rechten ‚Sitten im Lebenswandel‘ anleitet, zählt zu seinen frühen Gewissheiten. „Was hilft es, recht zu glauben, wenn man unrecht lebt?“ (B 1, 941), lautet die Frage, die er im Fragment *Gedanken über die Herrnhuter* (1750) stellt und die in der Einsicht kulminiert, dass wir „der Erkenntnis nach“ „Engel“, „dem Leben nach Teufel“ sind (B 1, 942). Der unter die Schauspieler und Komödienschreiber gefallene Pfarrerssohn nimmt für sich nicht mehr und nicht weniger in Anspruch als das Recht und die Pflicht, sich für die Religion zu entscheiden und den Weg des ‚klüglichen Zweifels‘ zu gehen, den Descartes in seinen *Meditationes de prima philosophia* (1641) als Bereitschaft charakterisiert hatte, alle Gewissheiten methodisch zur Disposition zu stellen.

Ein Lehrgedicht mit dem Titel *Die Religion*, das vermutlich zur

selben Zeit wie der Brief an den Vater entstanden ist, buchstabiert das aus. Der Titel gibt zu erkennen, dass es Lessing nicht um die „einzige wahre Religion“ (das heißt die christliche) geht, sondern dass er „die Religion überhaupt“ (B 2, 264) im Blick hat. Das Fragment gebliebene Gedicht bildet ein Selbstgespräch „an einem einsamen Tag des Verdrusses“ (B 2, 264) nach. Es durchschreitet methodisch die „Labyrinte[] der Selbsterkenntnis“ und folgt damit der Idee, dass die Selbsterkenntnis „allezeit der nächste“ und zugleich der „sicherste“ Weg zur Religion war (B 2, 264).

Der erste und einzig ausgearbeitete Gesang widmet sich den Zweifeln, „welche wider alles Göttliche aus dem innern und äußern Elende des Menschen gemacht werden können“ (B 2, 264). Die Bilanz ist ernüchternd: Wir sind weder für die Wahrheit noch für die Tugend geschaffen. Das menschliche Wissen ist begrenzt, der Blick in die Zukunft ist uns verstellt; wir wissen zwar, was das Gute ist, aber wir sind nicht in der Lage, ihm zu folgen, weil wir – kaum zum Bewusstsein erwacht – von egozentrischen Antrieben geleitet werden.

Lessing übersetzt die Frage nach der Wahrheit der Religion in die Frage nach dem rechten Leben, dessen Gelingen und Misslingen der Selbsterfahrung zugänglich ist. Die Religion antwortet auf ein existenzielles Orientierungsbedürfnis, indem sie das einzelmenschliche Leben in den Horizont eines Absoluten stellt, aber sie verwaltet kein Wissen – weder ein historisches noch ein metaphysisches. Wer den Buchstaben der Heiligen Schrift wörtlich nimmt und in ihm Gott zu hören glaubt (vgl. B 2, 268), ist einfältig und täuscht sich selbst.

Der junge Dichter macht sich zum Sprecher der radikalen Religionskritik, aber er tut dies im Dienst der Selbstaufklärung der Religion. Inwiefern das im ersten Gesang „geschilderte Elend selbst der Wegweiser zur Religion werden muß“ (B 2, 265), wie die Vorerinnerung ankündigt, lässt das Gedicht offen – die Richtung, in der die Lösung zu suchen ist und in der Lessing sie in der Schrift über die Erziehung des Menschengeschlechts

dann auch finden wird, deutet sich aber hier bereits an: Sie beruht auf der Einsicht, dass das eigene Herz „schwarz“ ist und dass es „Lästerung“ wäre, in ihm die Göttlichkeit der Schöpfung verwirklicht zu sehen (B 2, 276). Die „Eigennützigkeit des menschlichen Herzens“ (§ 80; B 10, 95) ist das anthropologische Erbe, das seinem Glück im Wege steht; dass es daher der „Reinigung“ (B 2, 45) bedarf, um „die Tugend um ihrer selbst willen“ lieben zu können (§ 80; B 10, 95), ist das Fazit, das Lessing am Ende seines Lebens ziehen wird.

Hier, im frühen Lehrgedicht, wie dort, in der Erziehungsschrift, steht die Theodizee-Frage auf dem Spiel, das heißt die von Leibniz exponierte Verteidigung Gottes angesichts der Übel in der Welt. Der Stachel, der den jungen Gelehrten peinigt, ist nicht das physische, sondern das moralische Übel: die Erkenntnis, zu sündigen und die Sünde doch zu hassen (vgl. B 2, 276): „So einen heißen Wunsch, und so viel Unvermögen, / Kann das ein GOtt zugleich in eine Seele legen?“ (B 2, 270). Diese bittere Frage aber markiert nicht das Ende der Reflexionsbewegung, sondern ihren Wendepunkt. Der junge Dichter gebietet sich Einhalt, weil er erkennt, dass der neugierige Blick in den Abgrund der Seele das Übel nur vermehrt, dem er zu steuern trachtet: „Ich werde mir zu schwarz, mich länger anzuschauen, / Und Neugier kehret sich in melancholisch Grauen“ (B 2, 275). Der methodische Zweifel darf sich im Labyrinth der Selbsterkenntnis nicht verlieren, wenn er den Weg zur Religion weisen soll. In einer 1753 entstandenen Rezension exponiert Lessing dieses Problem in aller Deutlichkeit:

Die edelste Beschäftigung des Menschen ist der Mensch.
Man kann sich aber mit diesem Gegenstande auf eine
gedoppelte Art beschäftigen. Entweder man betrachtet
den Menschen im einzelnen, oder überhaupt. Auf die erste
Art kann der Ausspruch, daß es die edelste Beschäftigung
sei, schwerlich gezogen werden. Den Menschen im einzelnen

zu kennen; was kennt man? Toren und Bösewichter. Und was nützt diese Erkenntnis? uns entweder in der Torheit und Bosheit recht stark, oder über die Nichtswürdigkeit uns gleicher Geschöpfe melancholisch zu machen. Ganz anders ist es mit der Betrachtung des Menschen überhaupt. Überhaupt verrät er etwas großes und seinen göttlichen Ursprung. (B 2, 474f.)

Die „Betrachtung des Menschen überhaupt“ stellt das einzel-menschliche Leben in den Horizont der Gattung und die Gattung in den Horizont eines Absoluten. Leibniz hatte in der *Theodizee* den Versuch unternommen, die Schöpfung von einem solchen Standpunkt aus zu denken; Lessing folgt ihm darin: Menschen sind „moralische Wesen“; sie sind in der Lage, Vollkommenheiten wahrzunehmen und ihnen gemäß zu handeln, so die Überzeugung, die er bereits in dem frühen Fragment *Das Christentum der Vernunft* (1752/53) formuliert. Aus ihr leitet er die *Maxime* ab, der das einzelmenschliche Leben zu folgen hat, wenn es seiner Bestimmung gerecht werden möchte. Sie lautet: „handle deinen individualischen Vollkommenheiten gemäß“ (B 2, 407) – werde die beste Version deiner selbst.

Die Person selbst wird dabei als Prozess gedacht und Jugend ist eine notwendige Phase dieses Prozesses. Erziehung braucht Zeit. Das weiß schon der Zwanzigjährige, und es ist diese Zeit, auf die er sich im Brief an die Mutter („die künftige Zeit wird es entscheiden“) wie im Brief an den Vater („Die Zeit soll es lehren“) beruft und die ihn dazu legitimiert, sich auf diesen Prozess einzulassen und sich ihm anzuvertrauen.



Theologie des Lachens

19

Der methodische Zweifel an allen Gewissheiten, die Frage nach der Wahrheit der Religion, die Suche nach der eigenen Bestimmung, die Hinwendung zum Theater – sie sind Teil von Lessings Projekt, leben zu lernen und den eigenen Vollkommenheiten gemäß zu handeln.

Zu diesen Vollkommenheiten zählt eine unbegrenzte Neugier, die sich auf keine bestimmte Wissenschaft beschränken will. In einer Vorrede zu einem seiner unvollendet gebliebenen Projekte bezeichnet er sich als „gelehrten Landstörzer“, der, „unfähig, seinem Geiste eine feste Richtung zu geben, [...] durch alle Felder der Gelehrsamkeit“ schweift, ohne sich auf einem dauerhaft niederzulassen, und der dabei auf „Reichtümer“ stößt, „die ihn ein glücklicher Zufall auf dem Wege, öfter auf dem Schleichwege, als auf der Heerstraße finden“ lässt (B 5/1, 449). Seinem Vater gegenüber bekennt er sich dazu, „nicht die geringste Lust“ zu haben, „der Sklave eines Amts zu werden“ (3.4.1760; II/1, 346); dass das „Professorieren“ Lessings Sache nicht ist, weiß auch sein Bruder Karl (18.3.1775; II/2, 706).

Geldsorgen sind schon früh der Schatten dieser Weigerung, eine akademische Laufbahn zu verfolgen. In Leipzig bürgt Lessing für die Neubersche Truppe und bleibt, als einige Schau-